

Stanisław  
Lem  
Science  
fiction

Ein hoffnungsloser Fall  
mit Ausnahmen

Essays  
Band 3

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1439

Neben Rezensionen, die Lem deutsche RIAS Berlin schrieb, vornehmlich über populärwissenschaftliche und pseudowissenschaftliche Bücher, aus denen Lems rationalistische Denkhaltung offenbar wird, und spekulativen Aufsätzen enthält dieser Band auch einige von Lems scharfsinnigsten Kritiken zu Autoren, denen er sich geistesverwandt fühlt oder die ihm widerstreben: Dick, Borges, die Strugatzkis und eine scharfe Abrechnung mit der Gattung, der der Großteil von Lems eigenem Werk zugezählt wird: der Science fiction. Eine beachtliche Anzahl der Essays schrieb Lem gleich in deutscher Sprache.

Stanisław Lem  
Science-fiction:  
ein hoffnungsloser Fall  
mit Ausnahmen

Essays  
Band 3

Suhrkamp



2. Auflage 2023

Erste Auflage 1987

suhrkamp taschenbuch 1439

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen  
von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-37939-4

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

## Inhalt

Mein Leben	7
Eine Art Credo	30
Vorwort zur russischen Ausgabe von <i>Solaris</i>	33
Zur Entstehung meines Romans <i>Lokaltermin</i>	36
Science-fiction: ein hoffnungsloser Fall – mit Ausnahmen	44
Nachwort zu <i>Auf dem Silbermond</i> von Jerzy Żuławski	87
Nachwort zu <i>Picknick am Wegesrand</i> von Arkadi und Boris Strugatzki	93
Nachwort zu <i>Zweimal Weltuntergang</i> von Antoni Słonimski	122
Unitas oppositorum: Das Prosawerk des J. L. Borges	130
Nachwort zu <i>Entschuldigen's</i> von Szymon Kobyliński	138
Einleitung zu <i>Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war</i> von Władysław Bartoszewski	142
Einleitung zu <i>Aus der Geschichte lernen?</i> von Władysław Bartoszewski	148
Posthuma	154
Vergleichende Kosmologie	159
Prognose über die Entwicklung der Biologie bis zum Jahr 2040	172
Rezensionen	
Jan Józef Szczepański, <i>Vor dem unbekanntem Tribunal</i>	190
Jan Józef Szczepański, <i>Ikarus</i> und <i>Die Insel</i>	194
Von Wissenschaft und Pseudowissenschaft	
Steven Weinberg, <i>Die ersten drei Minuten</i>	197
Paul Davies, <i>The Runaway Universe</i>	199
Joseph Weizenbaum, <i>Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft</i>	202
Charles Berlitz, <i>Spurlos</i>	205
Immanuel Velikovsky, <i>Welten im Zusammenstoß</i>	207
Lyll Watson, <i>Die Grenzbereiche des Lebens</i>	207
Doris und David Jonas, <i>Die Außerirdischen</i>	210
Sir John Hackett, <i>Der dritte Weltkrieg</i>	212
Paul E. Erdman, <i>Crash 81. Der große Schock</i>	215
Fredric Golden, <i>Rätsel am Rande des Universums</i>	218
Copyrightvermerke, Quellen- und Übersetzungshinweise	222



## Mein Leben

Beim Niederschreiben dieser Biographie bin ich mir der beiden entgegengesetzten Pole bewußt, die meine schreibende Hand anziehen. Das eine Extrem ist der Zufall, das andere die das Leben gestaltende Ordnung. Ist alles, wodurch ich auf die Welt kam und, wiewohl unzählige Male vom Tode bedroht, dennoch heil davonkam, um schließlich Schriftsteller zu werden – darüber hinaus noch einer, der sich immerfort bemüht, widersprüchlichste Elemente des Realismus und der Phantastik zu verbinden –, nur die Resultante langer Zufallsreihen? Oder war doch auch eine bestimmte Vorherbestimmung am Werk, nicht in Gestalt irgendeiner übernatürlichen *Moirai*, nicht gleich über meiner Wiege zum Schicksal erstarrt, aber doch irgendwie in mir keimend – sagen wir in meinem Erbgut, wie es sich für einen Agnostiker und Empiriker gehört.

Das Zufällige kann ich in meinem Leben bestimmt nicht von der Hand weisen. Als im Jahr 1915 die Festung Przemyśl fiel, wurde mein Vater als Arzt der Österreichisch-Ungarischen Armee von den Russen gefangengenommen. Nach fast fünf Jahren ist er durch das Chaos der russischen Revolution in seine Heimatstadt Lemberg (Lwów) zurückgekehrt, und ich weiß aus seinen Erzählungen, daß er zumindest einmal von den Roten als Offizier, also als Klassenfeind, auf der Stelle erschossen werden sollte und nur deswegen mit dem Leben davonkam, weil ihn, als er bereits zur Erschießung geführt wurde, vom Gehsteig einer ukrainischen Kleinstadt ein Mann bemerkte und erkannte – ein jüdischer Friseur aus Lemberg, der den Stadtkommandanten höchstpersönlich rasierte, so daß er freien Zutritt zu ihm hatte. Deswegen hat man meinen Vater, der ja damals noch nicht mein Vater war, freigelassen, und er kehrte nach Lemberg zu seiner Verlobten zurück. Diese Geschichte kann man, ästhetisch lediglich verwickelt, in einer fiktiven Rezension (»De Impossibilitate Vitae« von Cezar Kouska) meiner *Vollkommenen Leere* finden. Dort war der Zufall das Schicksal in Person, denn wäre dieser Friseur nur eine Minute später durch diese Gasse gegangen, hätte es für meinen Vater

keine Rettung gegeben. Ich habe das als Kind von ihm gehört, und sicher vermochte ich damals, ich mochte zehn Jahre alt gewesen sein, mich keinen abstrakten Erwägungen hinzugeben, um die Kategorien des Zufalls und des Schicksals einander gegenüberzustellen. Mein Vater ist dann ein angesehener und recht vermöglicher Arzt (Laryngologe) in Lwów geworden. In dem doch recht armen Land, das dieses Vorkriegspolen war, fehlte es mir an nichts. Ich hatte ja eine französische Gouvernante, Unmengen an Spielzeug, und ich habe die Welt, in der ich heranwuchs, für etwas endgültig Stabiles gehalten. Warum aber, vorausgesetzt, daß dem so war, habe ich dann, als die Einsamkeit liebendes Kind, mir dieses skurril-merkwürdige Spiel ausgedacht, das ich in einem anderen Buch, nämlich *Das Hohe Schloß*, beschrieben habe?

Ich habe mich in fiktive Welten versetzt, die ich mir aber nicht sozusagen *direkt* ausgedacht oder vorgestellt habe. Als Schüler habe ich »gewichtige Papiere« in großer Anzahl fabriziert: Dokumente, Ausweise, Diplome, die mir Reichtum, hohe Würden und geheime Macht zuerkannten – oder auch unbeschränkte »Vollmachten«, »Passierscheine«, verschlüsselte und chiffrierte Beweise der höchsten Position – irgendwo, in einem Land, das auf keiner Karte zu finden war. Fühlte ich mich denn irgendwie verunsichert? Bedroht? Ist dieses Spiel einem solchen, vielleicht unbewußten Zustand entsprungen? Ich weiß es nicht. Ich war ein guter Schüler. Einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg habe ich von einem älteren Mann, der im Vorkriegspolen irgendeine Stelle im Schulwesen innehatte, erfahren, daß, es war um 1936 oder 1937, als die Intelligenzquotienten aller Schüler der Oberschulen getestet wurden, mein I. Q. über 180 betrug, und ich war damals angeblich – nach den Worten dieses Mannes – das intelligenteste Kind in ganz Südpolen. Wovon ich aber damals keine Ahnung hatte, weil uns die Ergebnisse dieser Tests nicht mitgeteilt wurden. Also zumindest in diesem Sinne, unter diesem Gesichtspunkt, bildete ich schon eine Ausnahme von der Regel des Durchschnitts. Doch konnte mir diese Ausnahme bestimmt nicht dazu verhelfen, daß ich im deutschen Generalgouvernement die Besatzungszeit überlebte. Damals habe ich auf eine sehr unmittelbare, »praktische« Art erfahren, daß ich kein »Arier«

bin. Meine Vorfahren waren Juden. Ich wußte vom mosaischen Glauben nichts, und auch von der jüdischen Kultur leider gar nichts; ich verdanke eigentlich erst der Nazi-Gesetzgebung die Erleuchtung, daß in meinen Adern jüdisches Blut fließt. Wir ließen uns aber nicht im Ghetto einschließen. Mit falschen Papieren habe ich zusammen mit meinen Eltern diese Zeit überlebt.

Ich will aber noch auf meine Vorkriegskindheit zurückkommen. Meine erste Lektüre war von einer recht sonderlichen Natur. Es waren anatomische Atlanten und medizinische Fachbücher meines Vaters, die ich durchblätterte, als ich noch kaum lesen konnte – und ich vermochte um so weniger etwas davon zu verstehen, als die Fachbibliothek meines Vaters zum Teil in deutscher, zum Teil in französischer Sprache war. Nur die Belletristik war polnisch. Der Anblick von Skeletten, sauber geöffneten Menschenschädeln, von Gehirnen, die präzise und vielfarbig gezeichnet waren, von Eingeweiden, die, herauspräpariert, mit magisch klingenden lateinischen Namen geschmückt waren, ist mit meinen frühesten Kontakten mit der Bücherwelt verbunden. Dieses Herumstöbern in der Bibliothek meines Vaters war mir selbstverständlich streng verboten, und eben deswegen, als etwas Verbotenes und Geheimnisvolles, hat es mich gelockt. Die menschlichen Knochen muß ich wohl auch noch dazuzählen. Auf einem Regal meines Vaters, hinter der verglasten Tür des Bücherschranks, lag ein Schädelknochen – *os temporis* – nach durchgeführter Trepanation, vielleicht ein Relikt aus der Zeit, als er Medizin studierte. Ich habe diesen Knochen, ohne mir dabei etwas Besonderes zu denken, mehrmals in der Hand gehabt (ich mußte dazu meinem Vater erst seinen Schlüssel für eine Zeitlang entwenden). Ich wußte, *was* das war, doch hat mich der Knochen nicht geängstigt, nur irgendwie verwundert. Seine Nachbarschaft – die Reihen dicker Bände medizinischer Werke – hielt ich für durchaus natürlich: ein Kind kann ja das Banal-Gewöhnliche nicht vom Ungewöhnlichen unterscheiden, weil es dazu ja aller erforderlichen Maßstäbe entbehrt. Diesen Knochen – oder vielmehr sein belletristisches Abbild – kann man in einem anderen Roman von mir (*Memoiren, gefunden in der Badewanne*) finden. Und zwar als einen sauber aus einer Leiche

herauspräparierten Schädel. Einen ganzen Schädel, wie er in diesem Roman beschrieben ist, und der eine bestimmte, obwohl mir selbst nicht völlig klare Rolle spielt, besaß mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, der ebenfalls Arzt war: Er wurde etwa zwei Tage nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Lemberg ermordet. (Damals wurden auch mehrere Polen – zumeist Universitätsprofessoren und Boy-Żeleński, einer der bekanntesten polnischen Schriftsteller – nachts aus ihren Wohnungen geholt und erschossen.)

Nun aber – was für eine objektive, d. h. nicht von mir erdachte, nicht allein aus Assoziationen bestehende Verbindung kann es zwischen diesen Teilen des menschlichen Skeletts und der Zeit des Völkermordes geben? Beruht dieser Zusammenhang allein auf Zufallsreihen, auf Koinzidenzen? Ich glaube schon, daß es sich um reine Koinzidenzen gehandelt hat: Ich glaube nicht an Vorsehung oder Prädetermination. Ich könnte mir höchstens an Stelle der prädeterminierten Harmonie eine prädeterminierte Disharmonie denken (meiner Lebenserfahrung entsprechend) – die in Chaos und Wahnsinn mündet. Meine Kindheit war zweifellos friedlich und arkadisch – insbesondere im Vergleich mit den folgenden Jahren.

Ich war ein Bücherwurm. Ich habe alles gelesen, was mir nur in die Hände fiel: die bedeutenden Werke der nationalen Dichtkunst, Romane und populärwissenschaftliche Bücher (ich weiß noch heute, daß ein Buch jener Art, wie sie mir mein Vater schenkte, 70 Złoty gekostet hat – der Preis stand drinnen – und das war damals ein Vermögen, weil man für 70 Złoty einen ganzen Anzug bekam). Mein Vater verwöhnte mich wahrlich. Ich habe mir auch – daran kann ich mich ebenfalls noch erinnern – in den anatomischen Atlanten meines Vaters die weiblichen und die männlichen Genitalien genau betrachtet – besonders »die weibliche Scham« erschien mir als etwas Spinnenhaftes, zwar nicht gleich Ekelregendes, aber bestimmt als etwas, das mit Erotik nichts gemein haben konnte. Ich glaube später, in meinen Reifejahren, sexuell durchaus normal gewesen zu sein. Da ich aber als Medizinstudent unter anderem auch Gynäkologie studierte und sogar einen Monat lang als Geburtshelfer an einer Klinik tätig war, assoziiere ich die Pornographie von heute nicht mit sexueller Begierde, mit

kopulativer Wollust, sondern mit den anatomischen Bildern in den Atlanten meines Vaters und mit meinen eigenen gynäkologischen Untersuchungen. Allein der Gedanke, daß ein Mann vom Anblick weiblicher Genitalien stark erregt werden kann, ist mir recht merkwürdig. Ich verstehe wohl, daß es sich dabei um *libido* handelt, um die in unsere Sinne eingebauten und von der Evolution vorprogrammierten Sinne: aber ohne Liebe ist mir Sex etwas, das dem unwiderstehlichen Drang eines Menschen ähnelt, Salz und Pfeffer allein löffelweise zu essen, weil ungesalzene und ungepfefferte Gerichte nicht schmackhaft genug sind. Keine Abstoßung, aber auch keine Anziehung, solange es sich nicht um einen ausgesprochenen *erotischen* Kontakt, um das handelt, was Liebe genannt wird. Als achtjähriger Knabe war ich in einen Backfisch verliebt. Das Mädchen, zu dem ich niemals ein Wort gesagt habe – ich habe es nur öfters in dem Garten gesehen, der sich unweit unseres Hauses befand –, hatte davon natürlich gar keine Ahnung und hat mich wahrscheinlich niemals bemerkt. Es war eine brennende, langanhaltende Liebe, sozusagen aus jedem Konkretum herauspräpariert, etwas in der Sphäre aller möglichen Wunscherfüllungen. An ihrer Bekanntschaft war mir nicht gelegen. Ich lechzte nur danach, sie aus der Ferne sehen zu können; es gab rein gar nichts weiter. Sollen sich die Herren Psychoanalytiker mit diesem Zustand eines kleinen Knaben befassen. Ich kommentiere ihn nicht, weil ich der Meinung bin, daß man eine solche Episode auf jede beliebige Weise auslegen kann.

Ich habe am Anfang von dem Gegensatz »Zufall-Ordnung« oder »Koinzidenz – Prädetermination« gesprochen. Erst als ich das Buch *Das Hohe Schloß* verfaßte, sind in mir Vermutungen aufgetaucht, daß mein Los – mein schriftstellerischer Beruf – bereits in mir keimte, als ich mir Skelette, Galaxien in astrophysikalischen Atlanten, Rekonstruktionen von monströsen Ursauriern des Mesozoikums und farbige Menschengehirne in anatomischen Handbüchern angesehen habe. Das waren vielleicht die äußeren Ursachen oder, besser gesagt, die Impulse und Reize, die meine Empfindsamkeit mitgestaltet haben. Was natürlich nur eine Vermutung ist.

Ich habe mir nicht nur phantastische Königreiche und Würden entworfen, sondern auch Erfindungen gemacht und vor-

sintflutliche Tiere »projektiert«, an denen es in der Paläontologie mangelte. Ich habe mir z. B. ein Flugzeug in Form eines gewaltigen Hohlspiegels ausgedacht: der Dampfkessel sollte sich im Brennpunkt befinden, am Kranz des Spiegels sollte es wie bei einem Hubschrauber vertikal angebrachte Turbinen geben, deren Rotoren den Schub lieferten, und die Energie für das alles sollte aus den Sonnenstrahlen gewonnen werden. Dieses Uding sollte immer ganz hoch fliegen, damit es über den Wolken (und natürlich nur am Tage) flöge. Auch habe ich erfunden, was es bereits längst gab, nur wußte ich nichts davon: z. B. das Differentialgetriebe. In meinen dicken Heften habe ich auch recht Komisches gezeichnet, darunter ein Fahrrad, auf dem man hoch- und niedergehend fahren sollte, wie ein Reiter auf dem Pferd. Etwas Ähnliches habe ich vor einiger Zeit irgendwo gesehen – vielleicht im englischen *New Scientist*, aber ich bin mir nicht ganz sicher, ob es diese Zeitschrift war.

Für interessant halte ich den Umstand, daß ich meine Zeichnungen niemanden zu zeigen versuchte: ja, ich habe sie alle geheimgehalten, sowohl vor meinen Schulkameraden wie vor meinen Eltern, aber ich habe keine Ahnung, warum ich mich so verhielt: vielleicht aus einem kindischen Hang zur Geheimniskrämerei. Doch das war eher *nicht* der Fall bei meinem Spiel mit dem Ausstellen von »Ausweisen« und »Durchlaßschein«, die es einem ermöglichten, in unterirdische Schatzkammern einzudringen. Ich stelle mir vor, daß ich fürchtete, ausgelacht zu werden: denn obzwar ich ja wußte, daß dies nur ein Spiel war, war in meinen Augen damit ein großer Ernst verbunden. Ich habe wohl *etwas* davon in meinem bereits erwähnten Buch *Das Hohe Schloß* enthüllt, doch das war nur ein Bruchteil meiner Erinnerungen. Warum? Also zumindest zum Teil kann ich eine solche Frage beantworten. Erstens wollte ich mich im *Hohen Schloß* in das Kind zurückversetzen, das ich gewesen bin, und lieber so wenig wie nur möglich kommentieren (vom Standpunkt des vernünftigen Erwachsenen, meine ich). Zweitens hat das Buch im Verlauf seines Entstehens eine ihm eigentümliche »normative Ästhetik« (wie bei einem Selbstorganisationsprozeß) hervorgebracht: es hat also manches an Erinnerungen gegeben, die in diesem Kanon irgendwie zu Dissonanzen werden konnten. Nicht, daß ich

etwas aus Schuldgefühl oder aus Scham verbergen wollte: es hat nun einmal etwas gegeben, das sich mit dem schlecht reimte, was ich als meine Kindheit beschrieben habe. An erster Stelle wollte ich – ein doch unverwirklichbares Vorhaben – meine Kindheit in ihrem »reinen Zustand« aus meinem ganzen Leben herauspräparieren, herausschälen, so, als ob es die sie nachher bedeckenden Schichten des Krieges, des Massenmords, der Ausrottung, der Nächte im Keller bei Luftangriffen, der falschen Identität, des Versteckspiels, der Gefahren, niemals gegeben hätte. Denn zweifellos hat es ja das alles nicht gegeben, als ich ein Kind beziehungsweise ein sechzehnjähriger Oberschüler war. Ich habe aber ein Zeichen im Text gesetzt, ich weiß nur nicht genau wo, das signalisieren sollte, was ich nicht alles zu verschweigen habe beziehungsweise verschweigen wollte – indem ich, so ganz nebenbei, die Bemerkung fallen ließ, daß jeder Mensch mehrere, untereinander stark differierende, Autobiographien zu verfassen imstande ist – je nach dem ausgewählten Blickpunkt und Auswahlprinzip.

Die Bedeutung der Kategorien »Ordnung« und »Zufall« für das Menschenleben habe ich in den Kriegsjahren auf eine sozusagen rein praktische, instinktive Weise erlernt, wie ein gehetztes, verfolgtes Tier und nicht wie ein denkender Mensch. Ich habe praktisch erfassen können, daß der Unterschied zwischen Leben und Tod von winzigen, belanglosen, aller kleinsten Entscheidungen abhing: ob man sich auf diesem oder jenem Weg zur Arbeit begab, ob man einen Bekannten um ein Uhr oder zwanzig Minuten später besuchte; ob man eine offenstehende oder eine geschlossene Haustür auf der Straße antraf. Zugleich aber kann ich nicht behaupten, daß ich (um jetzt eine rein empirische Ausdrucksweise zu benutzen), dem Selbsterhaltungstrieb folgend, eine Minimax-Strategie, eine Strategie höchster Vorsicht angewendet hätte. Nein, ich habe des öfteren Gefahren herausgefordert. Einige Male, weil ich das für nötig hielt, aber auch dann, wenn es totaler Leichtsinn, ja Unsinn war. So daß ich heute, wenn ich mich an derartig waghalsige und idiotische Verhaltensweisen erinnere, Angst verspüre, vermischt mit Verwunderung, warum und wozu ich das getan habe. Denn Munition aus dem sogenannten »Beutepark der Luftwaffe« heimlich zu klauen und irgendeinem Unbekannten

zu übergeben, von dem ich nur wußte, daß er in der Widerstandsbewegung tätig war (was mir möglich war, da ich als Arbeiter einer deutschen Firma Zugang zu diesem »Beutepark« hatte), hielt ich für meine Pflicht. Wenn ich aber etwas – sagen wir, eine Waffe – knapp vor der Polizeistunde irgendwohin bringen sollte und mir zugleich strengstens verboten war, die Straßenbahn zu benutzen (ich sollte zu Fuß gehen), habe ich das dennoch nicht gemacht. Einmal sprang ein sogenannter »Schwarzer«, ein ukrainischer Polizist, von hinten auf dasselbe Trittbrett und umarmte mich, um sich an den Türgriffen festzuhalten, was für mich ein schlechtes Ende hätte bedeuten können. Das war Insubordination, Leichtsinn und Dummheit. Und dennoch habe ich so gehandelt. War das eine Herausforderung des Schicksals oder nur meine Dummheit? Ich weiß es bis heute nicht.

Schon besser kann ich verstehen, warum ich einige Male das Ghetto besuchte, solange es noch offenstand. Ich hatte dort ja Bekannte, die – soweit ich weiß – im Herbst 1942 alle oder fast alle in die Gaskammern von Belzec verschleppt wurden.

Wohl hier kommt bereits die Frage auf, ob das, was ich bisher erzählt habe, insofern relevant ist, als es in einer bewirkend-kausalen Beziehung zu meinem Beruf als Schriftsteller steht, ja mehr, zu dem, was ich als Schriftsteller geleistet habe (wobei natürlich Autobiographisches wie *Das Hohe Schloß* aus der Fragestellung und der Antwort ausgeklammert werden muß).

Ich glaube, daß dem so war – daß es kein Zufall ist, welche Rolle ich dem Zufall als Gestalter des Schicksals in meinem Werk beigemessen habe. Ich habe ja in grundsätzlich verschiedenen gesellschaftlichen Systemen gelebt. Ich habe nicht nur die gewaltigen Unterschiede zwischen ihnen kennengelernt: das arme, aber unabhängige, kapitalistische (wenn man es so nennen muß) Vorkriegspolen, die Pax Sovietica in den Jahren 1939–1941, die deutsche Besatzung, das zweite Kommen der Roten Armee, die Nachkriegsjahre in einem völlig anderen Polen. Zugleich habe ich erfahren, wie brüchig gesellschaftliche Systeme sind; wie sich die Menschen unter extremen Bedingungen verhalten; wie unberechenbar diese Menschen unter enormem Druck werden, so daß man ihre Entscheidungen nie oder fast nie vorhersehen kann. Ich erinnere mich gut an meine

Gefühle bei der Lektüre des Romans *Mr. Sammlers Planet* von Saul Bellow. Das Buch fand ich sehr gut – so sehr, daß ich es etliche Male gelesen habe. Das schon. Aber das meiste von dem, was Bellow seinem Helden Mr. Sammler als Erlebnisse in dem von den Deutschen besetzten Polen zugeschrieben hat, wollte nun einmal nicht richtig klingen. Der erfahrene Roman-cier hatte vorher bestimmt entsprechendes Material gesammelt. Er hat z. B. nur einen einzigen deutlichen Fehler gemacht, als er einem angeblich polnischen Stubenmädchen einen Namen gegeben hat, den es in Polen eben nicht gibt. Diese Kleinigkeit könnte jedoch mit einem Federstrich ausgebessert werden. Was nicht stimmte, war die »Aura«, das unbeschreibliche Etwas, das man *vielleicht* sprachlich zum Ausdruck bringen kann, *wenn* man die gegebene Lage, das abzubildende Los persönlich erlebt hat. Es geht nicht um die Wahrscheinlichkeit einzelner Ereignisse. Damals konnte das Unwahrscheinlichste und Unglaublichste passieren. Es ist der Gesamteindruck, der in mir die Empfindung weckt, daß Bellow das alles nur vom Hörensagen erfahren hat und sich in der Lage eines Forschers befand, der die einzelnen Bestandteile eines Ganzen separat verpackt erhielt und nun versucht, sie zusammenzufügen. Sie so zu vermischen, daß z. B. aus Sauerstoff, Stickstoff, Wasserdampf sowie dem Duft von Blumen die Atmosphäre eines bestimmten Waldstücks zu einer bestimmten Morgenstunde entsteht. Ob so etwas völlig unmöglich ist, kann ich nicht sagen: verteufelt schwer ist es auf jeden Fall. Da ist etwas Falsches, etwas winzig Falsches in der Mischung vorhanden. Diese Zeit hat alle bisherigen literarisch erprobten narrativen Konventionen zermalmt und zersprengt. Die unfäßbare Nichtigkeit menschlichen Lebens im Schoß des Massenmords läßt sich nicht mittels Erzählweisen vermitteln, die Einzelpersonen oder kleine Gruppen zum Kern der Handlung machen. Es ist etwa so, als ob jemand versuchen wollte, mittels genauester Beschreibung der Moleküle, aus denen der Leib von Marilyn Monroe bestand, sie selbst zu schildern. Das läßt sich nicht machen. Ich weiß wirklich nicht, ob ich deswegen den SF-Weg eingeschlagen habe, ich vermute aber, und das ist schon sehr gewagt, daß ich deswegen SF zu schreiben anfang, weil sie sich mit der Gattung Mensch (oder gar: mit den möglichen

Gattungen vernünftiger Wesen, von denen eine der Mensch ist) befaßt oder: befassen *soll*, und nicht mit irgendwelchen Einzelpersonen, seien es Heilige oder Ungeheuer.

Wahrscheinlich aus demselben Grund habe ich auch nach einigen ersten Versuchen (also meinen ersten SF-Romanen) gegen die Paradigmatik der Gattung, wie sie sich in den USA entwickelt hat und erstarrt ist, revoltiert. Solange ich diese Science-fiction nicht kannte, und ich kannte sie ja lange genug nicht (etwa bis zum Jahre 1956 oder 1957 war es Polen so gut wie unmöglich, an Bücher aus dem Ausland heranzukommen), glaubte ich, daß sie eine Weiterentwicklung derjenigen Ausgangspositionen sein müßte, die H. G. Wells mit seinem *The War of the Worlds* errichtet hatte. Er ist ja diesen ersten Feldherrnhügel hinaufgestiegen, von dem aus man die Gattung in einer Extremlage beobachten kann. Er hat ein Katastrophengebiet vorausgesehen, und zwar richtig: ich habe das im Kriege feststellen können, als ich den Roman etliche Male las.

Meinen ersten SF-Romanen spreche ich heute jeden Wert ab (unbeachtet des Umstandes, daß sie überall sehr große Auflagen hatten und mich weltbekannt gemacht haben). Ich habe diese ersten Romane wie z. B. *Die Astronauten* aus Beweggründen geschrieben, die ich auch heute gut begreife, obzwar sie allen meinen damaligen Lebenserfahrungen zuwiderliefen – in ihrem Handlungsverlauf und in der in ihnen geschilderten Welt. Die »böse« Welt sollte sich in eine »gute« verwandeln.

In der Nachkriegszeit hat es eigentlich nur diesen Scheideweg gegeben: zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen einem historisch unbegründeten Optimismus und einem wohlbegründeten Skeptizismus, der dazu neigt, leicht in den Nihilismus abzugleiten. Natürlich habe ich mich dem Optimismus und der Hoffnung hingeben wollen! Ich habe zwar als Erstling einen realistischen Roman verfaßt, um mich gewissermaßen auf diese Weise (das ist wiederum nur meine Vermutung) von dem Gewicht der Erinnerung zu befreien – damit sie, wie Eiter ausgesondert, zum Gerinnsel werde und mich auf diese Weise von ihrem Druck und ihrer Last befreie (aber vielleicht doch auch, um nicht zu vergessen: das eine konnte ja durchaus mit dem anderen einhergehen). Der Roman heißt *Das Hospital der Verklärung*. Ein deutscher Kritiker hat ihn für eine Art Fortset-

zung des *Zauberbergs* von Thomas Mann gehalten: was bei Mann nur ein Anzeichen, nur das Grollen eines noch unsichtbaren, weil hinter dem Zeithorizont verborgenen Gewitters war, das hat sich, eben als der letzte Kreis der Hölle, als Schlußfolgerung aus dem vorausgesagten »Untergang des Abendlandes« in der Massenausrottung verwirklicht. Die Ortschaft, das Hospital für Geisteskranke, das ärztliche Personal, alle dargestellten Personen hat es nie gegeben: ich habe sie alle erfunden. Aber zu jener Zeit wurden im besetzten Polen tatsächlich Geisteskranke – und nicht nur sie – massenhaft ermordet.

Diesen Roman habe ich 1948 geschrieben, in meinem letzten Studienjahr. Er ist aber erst 1955 erschienen, da er den Normen des bereits herrschenden sozialistischen Realismus nicht entsprach. In der Zwischenzeit war ich, das kann ich ohne Übertreibung sagen, vielbeschäftigt.

Wir sind aus Lwów nach Kraków gezogen, wobei wir im Kriege unsere ganze Habe verloren. Mein damals einundsiebzigjähriger Vater mußte also weiter im Krankenhaus als Arzt arbeiten; an eine Privatpraxis war nicht zu denken. Wir wohnten in Kraków in einem einzigen Zimmer, und mein Vater besaß ja nicht die Mittel, um sich wieder eine ärztliche Ordination einzurichten. Zufällig fand ich heraus, wie ich uns finanziell helfen konnte. Ich habe einige längere Erzählungen für eine Romanheftreihe geschrieben. Als Thriller waren sie nicht einmal schlecht. Daneben schrieb ich auch Gedichte, die in *Tygodnik Powszechny*, der »Katholischen Wochenschrift«, in Krakau erschienen. Dort erschienen auch zwei Novellen – eigentlich keine SF, aber am Rande zur Phantastik gehörend. Und das eine oder andere da und dort. Doch nahm ich diese Schreibereien noch immer nicht ganz ernst. Ich wurde ein jüngerer wissenschaftlicher Mitarbeiter an einem sogenannten »Zirkel für die Wissenschaft von der Wissenschaft« (Konwersatorium Naukoznawcze), gegründet von Dr. Mieczysław Choynowski. Ihm habe ich meine kostbarsten Texte vorgelegt: eine von mir erdachte »Theorie der Gehirnfunktionen« und eine philosophische Abhandlung. Er hat beides als Unsinn gerügt und mich unter seine Fittiche genommen. Ich mußte also Handbücher der Logik lesen, der wissenschaftlichen Methodologie, der Psychologie und Psychotechnik (Theorie des psycho-

logischen Testens), der Geschichte der Naturwissenschaft und vieles mehr. Als sich zeigte, daß ich kein Englisch konnte, mußte ich dennoch auch englische Titel verkraften: ohne Sprachunterricht. Sie waren so interessant, daß ich sie mit dem Wörterbuch in der Hand zu »knacken« hatte, wie Champollion seine Hieroglyphen. Da ich Latein, Französisch und Deutsch sowie Russisch gelernt hatte, ging das irgendwie. Aber ich kann bis heute nur das englisch Gelesene verstehen. Ich kann Englisch weder sprechen noch das Gesprochene begreifen. Sonst machte ich in der Monatsschrift *Życie Nauki* (Das Leben der Wissenschaft) Presseübersichten – vom Standpunkt der Wissenschaft von den Wissenschaften. Dadurch wurde ich in die unselige Lyssenko-Affäre verwickelt, weil ich in der Presseübersicht die Berichte über die Kontroverse zwischen diesem Mann und den ihn widersprechenden sowjetischen Genetikern »tendenziös« zurechtgestutzt habe. Ich hielt die Doktrin von Lyssenko für Humbug, was sich zwar nach einigen Jahren bestätigt hat, was aber für unsere Monatsschrift sofort peinliche Konsequenzen hatte. Etwas Ähnliches ist uns auch etwas später zugestoßen, weil ich in der Wienerschen und Shannonschen Kybernetik eine neue Epoche nicht nur von technischem, sondern zivilisatorischem Ausmaß vorausahnte, damals aber galt die Kybernetik bei uns als »falsche Pseudowissenschaft«. Ich war in jener Zeit über den neuesten Stand der Wissenschaft besonders gut informiert. Der Krakauer Zirkel war nämlich eine Art Verteilungsstelle für die Fachliteratur, die für alle polnischen Universitäten aus den USA und auch aus Kanada kam. Beim Auspacken dieser Bücherkisten konnte ich mir also die Werke »ausleihen«, die mein Interesse erregten, u. a. auch *The Human Use of Human Beings* von Wiener. Ich habe alles in den Nächten verschlungen, um die Bücher so bald wie möglich den eigentlichen Adressaten zukommen zu lassen. So belesen, habe ich in einigen Jahren diejenigen meiner Romane verfaßt, zu denen zu bekennen ich mich auch heute nicht schäme, also z. B. *Solaris*, *Eden*, *Der Unbesiegbare* usw. Gegen Ende der fünfziger Jahre, als mein Vater nicht mehr lebte, konnte ich uns – also mir und meiner Frau – ein Häuschen am südlichen Stadtrand von Krakau einrichten, in dem wir noch heute wohnen (dicht daneben befindet sich jetzt ein weit größeres

Haus, in einem ebenfalls weit größeren Garten, jetzt, da ich diese Worte niederschreibe, im Endstadium des Baues).

Das war auch die Zeit, in der ich meinen zukünftigen literarischen Agenten und seelenverwandte Natur Franz Rotensteiner aus Wien kennengelernt habe. Wir haben damals beide ziemlich viele kritische, manchmal pamphletartige Aufsätze in anglo-amerikanischen Fanzeitschriften, meistens in dem australischen *SF Commentary*, veröffentlicht, was uns beiden eine gewisse Popularität mit eindeutigem Minus-Zeichen im SF-Ghetto eingetragen hat. Heute bin ich der Meinung, daß wir unsere Kräfte vergeudet haben. Es war mir anfänglich völlig unverständlich, wieso eine solche Menge von Autoren viribus unitis einen solchen gemeinsamen Kerker für die Science-fiction errichtet hat. Ich glaubte, daß allein schon aufgrund des Gesetzes der großen Zahl es unter so vielen Autoren beider Geschlechter unbedingt recht viele geben müsse, die sowohl schriftstellerisch wie auch wissenschaftlich höchst qualifiziert seien. Ich hielt die mich stutzig machende wissenschaftliche Ignoranz der meisten amerikanischen Autoren für unerklärlich, ebenso das peinliche literarische Niveau des SF-Ausstoßes.

Ich befand mich im Irrtum, und es hat lange gedauert, bis ich das eingesehen habe. Als Leser der SF erwartete ich das, was in evolutionären Abläufen der Natur eine neue Tiergattungen schöpfende, fächerartig divergierende Radiation (Speziation) genannt wird. In meiner Ignoranz hielt ich die Ära eines Verne, Wells und Stapledon für den Aufgang, nicht für den Untergang des souveränen Individualismus des Autors. Jeder von ihnen hat nicht nur etwas grundsätzlich Neues, sondern auch etwas völlig anderes geschaffen als seine Zeitgenossen. Jeder von ihnen besaß eine ungeheure Manövrierfreiheit im Raume der Spekulation, weil sich dieser menschen- und bücherleere Raum erst auftat. Jeder von ihnen betrat das Niemandsland von einer anderen Seite, und jeder hat sich eine spezifische Provinz dieser terra incognita angeeignet. Die Nachfolger mußten sich einander in diesem Gedränge hingegen immer mehr angleichen. Sie mußten zu Ameisen in einem Ameisenhaufen werden, zu fleißigen Bienen, von denen jede zwar an einer anderen Zelle der Honigwabe baut, doch ähneln einander alle solchen Zellen